



Leseprobe aus Müller, „Die Zeiten ändern sich – wir ändern die Zeiten“, ISBN 978-3-7799-6970-9  
© 2022 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6970-9>

---

# Inhalt

Der Lehrer, der Freund, das Vorbild.

Eine Einleitung

Sabine Hering 7

*Teil 1: Wege (1928 bis 1965)* 11

Aus der Heimat gefallen 12

Durch die Lande gewandert 23

Meinen Beruf gefunden 57

Theorie und Praxis verbunden 64

*Teil 2: Vermächtnis – ausgewählte Texte meiner Berufsgeschichte* 73

Das Institut für Sozialpädagogik im Spannungsfeld  
politischer Strömungen und sozialer Bewegungen

Was man beim Studium verlernen muss (1971) 80

Jugendarbeit im „Haus am Rupenhorn“ 89

Sozialmanagement: Marketing und Promotion,  
Öffentlichkeitsarbeit, Strategieentwicklung.  
Drei Arbeitspapiere aus der didaktischen Werkstatt

Soziale Arbeit seit 1945 – Stationen einer Erfolgsgeschichte 114

Menschenbildung als Lebensgestaltung 123

*Teil 3: Briefe aus Berlin (2016 bis 2021)* 131

Wie alles begann

Sabine Hering 132

Vorwärts ins letzte Jahrhundert.

Erinnerung an sozialreformerische Experimente 134

Die Lausitz will ein Ferienparadies werden.

Ein Erzählprojekt hilft dabei 137

Berlin und seine Nachdenkmäler.

Rauf auf den Sockel, runter vom Sockel 140

- Wir werden vom Tourismus zugemüllt.  
Wer rettet Friedrichshain? 144
- Eine Stadt nach der Verwertungspause.  
Wohnen in Berlin 148
- Was darf auf der Fassade einer Hochschule stehen?  
Diskussion um ein Gedicht 152
- Wer ist „der“ Berliner und wo wohnt er?  
Eine Spurensuche 157
- Wie belastbar ist unsere Gut-Menschlichkeit?  
Humane Prinzipien müssen erkämpft werden 162
- Die erste deutsche Republik, rückwärts erzählt.  
Babylon Berlin und die „Goldenen Zwanziger“ 166
- Wohnungen sind keine Ware.  
Wohnen in Berlin wird immer teurer 170
- Lieber der Zukunft zugewandt als staatstragend.  
Der Humboldt'sche Parameterwechsel 175
- Wie war die DDR wirklich?  
Hinweise für Touristen, Zugereiste, Nachgeborene und Nachdenkliche 178
- Das Humboldt-Forum.  
„Die ganze Welt“ in einem Berliner Museum 182
- In der Reinhardstraße.  
Wo sich Lobbyisten und Politiker in Berlin treffen 187
- Hundert Jahre Berlin.  
1920: Berlin wird Großstadt 191
- Ein Zauberberg für die Armen.  
Die Lungenheilstätten in Beelitz 195
- Anhang 199
- Bibliografie C. Wolfgang Müller 200
  - Nachrufe 214
  - Bildnachweise 214
  - Danksagung 215

# Der Lehrer, der Freund, das Vorbild. Eine Einleitung

Sabine Hering



Ein einziges Buch über C. Wolfgang Müller zu publizieren ist ein Ding der Unmöglichkeit. Sein Werk und seine Bedeutung in einer kurzen Einleitung zu würdigen ist es ebenfalls. Allein die mir persönlich vorliegenden Texte von ihm, die aus meiner Sicht noch einmal ins Licht der Öffentlichkeit gerückt werden sollten, würden mindestens drei Bände umfassen. Und sein Leben, ebenso wie sein Lebenswerk, auch nur ansatzweise zu umreißen, ist eine Aufgabe, die nicht auf wenigen Seiten erfüllt werden kann und deren Umsetzung noch aussteht.

Trotzdem bietet der jetzt vorliegende Band einen gewissen Einblick, sowohl in das Leben als auch Lebenswerk von C. Wolfgang Müller. Das ist nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, dass er selber vorausschauend gedacht hat: Er hat uns seine bisher unveröffentlichten Lebenserinnerungen von seiner Kindheit hin bis zu seiner Berufung an die Pädagogische Hochschule Berlin im Jahre 1965 in einem eindrucksvollen Bild seiner Persönlichkeitsentwicklung, aber auch der zeitgeschichtlichen Ereignisse und Stimmungen hinterlassen.

Diese Aufzeichnungen umreißen seinen Weg aus seinem aufgeklärten, politisch engagierten Elternhaus im Schatten von Nationalsozialismus und Krieg – über seine teilweise leidvollen, teilweise bereichernden Erfahrun-

gen im Studium bis hin zu ersten beruflichen Tätigkeiten im Journalismus und in verschiedenen Projekten als junger Sozialdemokrat.

Er berichtet über seine Promotion zu einem Thema des politischen Kabaretts, über seine ersten Erfahrungen in der Jugendarbeit und seinen prägenden Aufenthalt in den Vereinigten Staaten bei den Galionsfiguren der Gruppenpädagogik und der Gemeinwesenarbeit.

Als er mit Ende 30 nach Deutschland zurückkehrt, wird er zum Professor an die Pädagogische Hochschule in Berlin berufen und gerät dort in einen Strudel von Revolte, Protesten und Aufbrüchen im Rahmen einer Neuorganisation von Studium und Lehre, die er aufgreift und wegweisend vorantreibt.

An diesem Punkt enden seine Lebenserinnerungen, werden aber fortgesetzt durch eine ganze Reihe von Artikeln, die er in der Zeit von seiner Berufung bis in die 2000er Jahre veröffentlicht hat und die seine beruflichen und fachlichen Schwerpunkte abbilden. Diese Texte hat er in der Rückschau im Frühjahr 2021 nicht überarbeitet, nicht kritisch kommentiert, sondern bewusst als Dokumente aus bestimmten Perioden seines Berufslebens in einer Mappe mit dem Titel ‚Vermächtnis‘ aufbewahrt und erneut publizieren wollen. Sie charakterisieren seine herausragende Rolle im Aufbau von Forschung und Lehre zur Sozialpädagogik an der PH und später an der Technischen Universität Berlin. Dabei wird deutlich, dass C. Wolfgang Müller weder eindeutig der Sozialpädagogik noch der Erziehungswissenschaft zugeordnet werden kann (obwohl er bisweilen Affinitäten zu beiden Richtungen andeutet). Aber er gehört auch nur bedingt ins neu entwickelte Fach Soziale Arbeit. Bei Wikipedia kann man lesen, dass C. Wolfgang Müller zusammen mit Klaus Mollenhauer, Hans Thiersch und Hans-Uwe Otto als einer der bedeutendsten „Förderer der Erziehungswissenschaft“ zu gelten hat. Die TU Berlin bezeichnet ihn als „Doyen der Sozialpädagogik“ und die Universität Siegen nennt ihn einen der bedeutendsten Architekten der universitären Sozialpädagogik in Deutschland.

Im Grunde ist er immer Pädagoge gewesen, ein Lehrender, der nicht Lehrer sein wollte, ein Vorbild, bei dem die Studierenden vermutlich mehr gelernt haben als in jeder anderen Veranstaltung oder in jedem Lehrbuch. Er, der aufgrund seines Alters kein 68er mehr war, hat durch seine innovativen Formen des Projektstudiums der Generation, die ausgezogen war, um die

Welt zu verändern, mehr Mut gemacht und mehr Handwerkszeug an die Hand gegeben als viele andere.

Im letzten Teil des Buches präsentieren wir das ‚Spätwerk‘ von C. Wolfgang Müller: seine „Briefe aus Berlin“, die er zwischen 2016 und 2021 publiziert hat. In diesen Beiträgen greift er Beobachtungen aus seiner Wahlheimat Berlin auf und kommentiert diese aus sozialkritischer Perspektive. Da geht es neben vielen anderen Themen um den Umgang mit Baudenkmalern, die nicht mehr in den politischen Mainstream passen, um einen vorbehaltlosen Blick auf die ‚alte DDR‘, um die skandalösen Mietpreise in Berlin und um die ‚Nachhaltigkeit‘ von Alexander und Wilhelm von Humboldt für die Zukunft Europas.

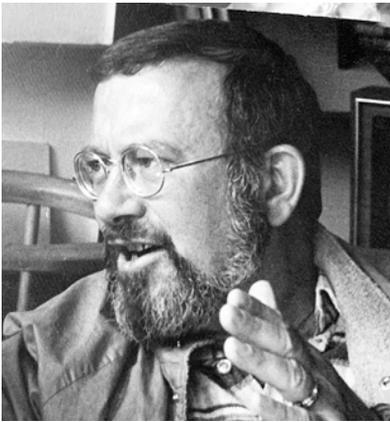
Alle diese Texte hat uns C. Wolfgang Müller – wie bereits erwähnt – als sein ‚Vermächtnis‘ hinterlassen. Das heißt aber nicht, dass unsere Erinnerung an ihn und seine Bedeutung für uns damit ausgeschöpft wären. Seine unermüdliche Publikationstätigkeit, seine Aktivitäten als Netzwerker, seine Beratungsangebote in zahllosen Projekten eröffnen den Blick auf den ‚anderen‘ C. Wolfgang Müller mit seinen vielfältigen Arbeitsbereichen und Erfahrungen, eine Perspektive, die bisher hinter dem Bild des bewunderten „Nestors der deutschen Sozialpädagogik“ (Hans-Uwe Otto) weitgehend aus dem Blick geraten ist. Obwohl diese Facetten seiner Persönlichkeit noch ein weites Forschungsfeld eröffnen, sollten seine Gedanken, seine Vorstöße und seine Zukunftsperspektiven immer wieder zur Kenntnis genommen und zu Rate gezogen werden, wenn es darum geht, Freiheit, Gleichheit und Solidarität als Fundament unserer Gesellschaft abzusichern.



## Teil 1: Wege (1928 bis 1965)



*Als Student der Humboldt-Universität*



*Als Professor an der PH Berlin*

## Aus der Heimat gefallen

### *Kindheit in Rottluff*

Luis, unser ältester Enkel, ist in diesem August vierzehn Jahre alt geworden. Da erinnere ich mich an die Zeit, als ich in Rottluff, einem Dorf der sächsischen Industriemetropole Chemnitz, lebte und mich von einer schweren Krankheit mühsam erholte. Die Kunst der Kinderärzte und die aufopfernde und fürsorgliche Pflege meiner Mutter haben mich offensichtlich gerettet. Meine Mutter zog in mein Krankenhauszimmer und hat mich ein halbes Jahr lang als private Krankenschwester betreut und versorgt. Ich habe noch ein Foto von mir in den Händen, wie ich blass und ausgezehrt im Garten unseres Rottluffer Hauses lag und mit kraftlosen Händen unseren schwarzen Hofhund streichelte.



*Im Garten in Rottluff*

Es war die gerade überwundene Herzklappenentzündung, eine Folge ver-eiterter Mandeln, die mich zu einer Schonhaltung zwang, die für meine zehn Jahre eigentlich unerträglich war. Nicht rennen, nicht Rad fahren, nicht Fußball spielen. Im Turnunterricht hing ich „wie ein nasser Sack“ am Reck. Ein Sprung über das hölzerne Pferd kam überhaupt nicht in Frage. Ich trödelte immer meinen Altersgenossen hinterher. Das waren vor allem dörfliche Bauernkinder und Kinder kleiner Angestellter. Ich mochte sie alle. Und ich wollte mit ihnen allen gleich sein.



*Mit dem Vater vor dem Elternhaus in Dresden, ca. 1932*

1936 wurde die zehn Jahre vorher gegründete „Hitlerjugend“ zur „Staatsjugend“ erklärt. Zwei Jahre später wurden alle zehn- bis 18jährigen Jungen und „Mädel“ zum „Dienst“ in den vier Unterorganisationen der „Hitlerjugend“ verpflichtet: Im „Deutschen Jungvolk“ (zehn- bis 14jährige Jungen), den „Deutschen Jungmädel“ (zehn- bis 14jährige Mädchen) und der eigentlichen „Hitlerjugend“ (14- bis 18jährige Jungen) und dem „Bund Deutscher Mädel“ (BDM). Meine Eltern nahmen diese „Verpflichtung zur Teilnahme am Dienst“ offensichtlich nicht zur Kenntnis und schrieben Entschuldigungsbriefe an meinen Rottluffer „Fähnleinführer“ – ich sei wegen der „volkswirtschaftlich wichtigen Pflege unseres großen Obst- und Gemüsegartens unabkömmlich“. Ich schreibe verschiedene Wörter mit Anführungszeichen, weil sie dem damaligen Sprachgebrauch entsprechen, den meine Familie allerdings vehement ablehnte. Warum?

Mein Vater ist der Sohn eines anerkannten Chemnitzer Bäckermeisters. Der galt als „Hofbäcker“, weil er dem sächsischen König die „Franz-Semmeln“ bringen durfte, wenn der in dem Edelmetel „Chemnitzer Hof“ abgestiegen war. Mein Vater, Carl Walter, und sein Bruder Johannes (genannt Schang) waren die ersten Akademiker in unserer Familie. Schang war Chemiker, mein Vater Nationalökonom, also Wirtschaftssachverständiger. Der dritte Sohn Rudi übernahm die „Erste Wiener Bäckerei und Konditorei“ in Chemnitz, die Tochter Anneliese, meine Tante, heiratete einen Bäckermeister in Berlin-Köpenick. Ich komme also aus einer anerkannten und ehrbaren deutschen Handwerkerfamilie.

Mein Vater geriet während seines Studiums in Halle unter den Einfluss von sozialistischen Mitstudenten und trat 1922 in die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ein. Nach seinem Studium wurde er Vorsitzender und Geschäftsführer des „Sächsischen Siedlerbundes“ – also einer genossenschaftlichen Vereinigung von „Siedlern“ (kleinen „Häuslebauern“).

Im Grunde war mein Vater ein „Bodenreformer“ geworden. Er lehnte das Privateigentum an Grund und Boden ab und wollte es grundsätzlich in Gemeineigentum überführen. Deshalb trat er auch für eine soziale „Gemein-

wirtschaft“ als Alternative zum kapitalistischen Wettbewerb ein. Nicht einzelne sollten sich durch ihr egoistisches Wirtschaften bereichern. Sie sollten sich zusammenschließen und nicht nur für sich, sondern für die Allgemeinheit arbeiten, also auch für die, denen es nicht gut ging. Als „Sozialist“ war mein Vater ein entschiedener politischer Gegner von Adolf Hitler. Als „linker“ Abgeordneter arbeitete er im Dresdner Stadtparlament und wurde sofort verhaftet, verprügelt und gefoltert, als Adolf Hitler und seine braune Partei die Macht übernahm. Ich war zu jener Zeit fünf Jahre alt und galt als verwöhnter „Hosenmatz“. Meine schöne Mutter war Hutmacherin und Modeschöpferin eines mondänen Modesalons in der Prager Straße von Dresden. Sie verdiente doppelt so viel Geld wie mein Vater, als beide heirateten. Dann gab sie ihren geliebten Beruf auf – was ich bis heute nicht verstehen kann.

In Dresden konnten wir nicht bleiben. Mein Vater hätte nie wieder eine Arbeit bekommen. Wir gingen deshalb nach Berlin, wo ein Studienfreund Arbeit als „Steuerberater“ bereitgestellt hatte. Für 100 Mark im Monat lebten wir gleichsam in der Illegalität. An diese Zeit erinnere ich mich schon recht gut. Meine Berliner Tante Anneliese lud uns in das Waldrestaurant Nikolskoe am Wannsee ein und ihr Mann Karl Jaros schenkte mir ein kleines Ruderboot und mein erstes Spielauto: einen damals neuen und coolen Doppeldeckerbus in Gelb, der aber mit den Vorderrädern „eierte“, wie ein Schulkamerad spöttisch anmerkte. Ich war inzwischen sechs Jahre alt geworden und in Zehlendorf eingeschult. Mit einer großen Schultüte im Arm stand ich vor einer abgeschlossenen und ausgeleerten Grundschule, weil meine Mutter offensichtlich den Einschulungstermin falsch in Erinnerung hatte.

Ein Jahr später schaffte es Onkel Rudi in Chemnitz, der inzwischen die „Erste Wiener Bäckerei“ von Anton Müller übernommen hatte und ein angesehenes Stadtbürger geworden war, unsere Familie trotz politischer Bedenken der neuen Machthaber nach Chemnitz zu holen und meinem Vater zu ermöglichen, als Steuerberater ein bescheidenes Geld zu verdienen. Einige Zeit später hat ihn dann der Direktor des großen (jüdischen) Kauf- und Warenhauses von Hermann Tietz als Personalchef eingestellt. Dieser Direktor Fürstenheim war damals noch nicht von dem Berufsverbot abhängig, das die Nazis über meinen Vater verhängt hatten. Wir wohnten in einem Sommerhaus unserer Familie in Rottluff bei Chemnitz und hier wurde ich auch sterbenskrank.

Nach meiner langen Krankheit musste ich erst wieder richtig laufen lernen. Und dabei hoffte ich doch, ebenso stark und schnell zu sein wie meine Klassenkameraden. Also dachte ich mir insgeheim ein Trainingsprogramm aus, um meine schwache Armmuskulatur zu stärken und nicht mehr wie ein „nasser Sack“ am Reck zu hängen. In unseren großen Obstgarten führte ein Tor, über das sich eine stabile Eisenstange wölbte. Diese Eisenstange benutzte ich als Reck, an dem ich versuchte, mich durch ‚Klimmzüge‘ hochzuziehen. Denn meine Armmuskeln waren durch das lange Liegen im Bett so träge geworden, dass ich sie nicht mehr richtig anspannen konnte. Anfänglich endeten meine Versuche mit großen Kränkungen und ließen mich verzweifelt zurück. Aber dann gab es so etwas wie einen selbstbestimmten Willen, die Trägheit der eigenen Muskeln durch immer wiederholte Anstrengung zu überwinden. Und eines Tages hatte ich es geschafft! Es gelang mir, mit dem Kinn die Querstange zu erreichen, an der meine Arme bisher schlaff gehangen hatten. Es gelang mir einmal. Es gelang mir zweimal. Es gelang mir schließlich dreimal. Es gelang mir am Ende zehn Mal. Das war das Ziel, das ich mir selber gesetzt hatte. Es war meine erste erfolgreiche Erfahrung in Selbsterziehung.

### *Jugend im Widerspruch*

Die Schulzeit endete damals noch am Mittag. Danach hatte ich – von den Schularbeiten abgesehen – frei. Meist nahm ich unseren Hofhund „Karo“ von der Leine und streifte mit ihm über Felder und durch die Wälder der Umgebung. Dabei dachte ich mir Geschichten aus und sprach sie mit lauter Stimme in die erstaunte Landschaft. Daher mag meine große Vorliebe stammen, selber Geschichten zu erzählen und sie später auch aufzuschreiben. Bei meinen Spaziergängen kam ich auch einmal an dem Schulhof vorbei, auf dem meine Klassenkameraden in den Uniformen des Deutschen Jungvolks das Stillstehen, das Marschieren und das Wechseln der Marschrichtung übten. Ich sah diesem Exerzieren mit Erstaunen zu und ließ mich auch nicht von dem „Jungzugführer“ (erkennbar an einer grünen Schnur zwischen den Schulterklappen und der Brusttasche der Uniformjacke) verwirren, der mein Räuberzivil aus Pullover mit Strickmuster kommentierte. Aber als ich am Abend nach Hause kam, muss ich wohl meinen Eltern gegenüber bemerkt haben, dass ich in Zukunft jeden Sonnabend auf dem Schulhof stehen und mitmarschieren möchte. Ich glaube, meine Eltern haben sich angese-

hen und meine Mutter hat sorgenvoll bemerkt: „Das musste ja mal so kommen“. Aber meine Mutter, ebenso wie mein Vater, ließen mich gewähren. Und sie haben sich wohl abgesprochen und sich für eine Strategie entschieden, die ich ihnen bis heute ganz hoch anrechne – die aber nachzuvollziehen ich bis heute noch nicht die Kraft hätte. Denn am nächsten Tag muss meine Mutter mir gesagt haben: „Wenn Du das wirklich willst, wenn Du es Dir genau überlegt hast und dazu stehst, dann musst Du es auch ganz tun. Du musst Dich erkundigen, was Du für Deine Uniform brauchst, welches Halstuch, welches Koppel und welches Fahrtenmesser. Und dann müssen wir gehen und müssen versuchen, es zu kaufen. Und dann musst Du es anziehen und musst regelmäßig und zuverlässig dorthin gehen.“

Es gab noch eine zweite Gelegenheit, bei der ich die Haltung meiner Eltern mir gegenüber bewundert habe, bei der ich aber im Nachhinein einräumen muss, dass ich sie selber meinen Kindern gegenüber nicht zeigen könnte. Da war wieder einmal der Herbst, die Tage wurden kürzer und das Thermometer sank. Das war eigentlich die Zeit, in der wir Jungen lange Wollstrümpfe anziehen sollten, die an Strumpfgürtelbändern festgehalten wurden. Das konnten wir später nur noch bei älteren Mädchen bewundernd und erregt beäugen. Die langen Wollstrümpfe und die Strumpfbänder fand ich affig und beschloss, auch im Winter, zumindest in diesem Winter, bei den Kniestrümpfen zu bleiben, die ich im Sommer getragen hatte. Meine Eltern machten wohl ein sorgenvolles Gesicht, aber sie sagten sinngemäß: „In Ordnung, wenn Du dabei nicht so sehr frierst und blaue Knie bekommst, dass wir Dich ins Bett packen müssen.“ Das aber wollte ich um alles in der Welt vermeiden. Und so lief ich in jenem Winter mit blauen Überfallhosen und zusammengebissenen Zähnen durch den Schnee – und habe es offensichtlich überstanden. Heute ist mir klar geworden, dass meine Eltern nicht nur in einem allgemeinen Sinne politisch „links“ und insofern grundsätzliche „Antifaschisten“ gewesen waren, sondern dass sie in einem sehr allgemeinen Sinne zu den „Lebensreformern“ der Weimarer Zeit gehörten.

Also: naturnahes Leben, gesunde Ernährung mit möglichst wenig Fleisch, körperfreundliche Kleidung ohne größere Einengungen und eine kritische Einstellung gegenüber den damals schon sich abzeichnenden Verführungen der Konsum- und Bewusstseinsindustrie. Dazu gehörte auch eine moderne Einstellung zur jungen Generation und zu einer Erziehung, die dieser jungen Generation ziemlich viele Möglichkeiten eröffnen sollte, sich selber

zu suchen, sich selber zu finden und diesen Findungsprozess in einer humanen Entwicklung der eigenen Persönlichkeit münden zu lassen. Ich bin nicht sicher, ob eine solche „liberale“ Haltung immer von einem gewünschten Erfolg gekrönt wird. Mir hat es jedenfalls offensichtlich nicht geschadet. Im Gegenteil – es hat mir geholfen, mich ohne schlechtes Gewissen, aber auf Umwegen, zu dem zu machen, was ich schließlich geworden zu sein glaube. Ob andere das immer auch so sehen – das bleibt eine offene Frage. Ich war sicherlich kein aufmüpfiges Kind, sondern habe mich meist als pfllegeleicht erfahren und beschrieben. Aber es gab Situationen, da geriet ich außer Kontrolle. An eine dieser Situationen kann ich mich noch sehr genau erinnern.

Als Deutschland auf Befehl Adolf Hitlers – der sich inzwischen zum „Führer und Reichskanzler“ ernannt hatte – den Zweiten Weltkrieg vom Zaun brach, war ich elf Jahre alt und Schüler eines Realgymnasiums in Chemnitz. Jeden Morgen fuhr ich mit der Straßenbahn 3 von zuhause in meine Schule. Ich war ein guter, aber kein herausragender Schüler. In Deutsch und Geschichte allerdings, war ich – nicht zuletzt durch Anregungen in meinem Elternhaus und durch Teilnahme an vielen Gesprächen von politischen Freunden, die uns regelmäßig besuchten – gut informiert und wäre in der Lage gewesen, zumindest in Geschichte meinem Lehrer zu widersprechen. Das war ein alter, stockkonservativer Universitätsprofessor, der zurückgeholt worden war, weil alle jungen Lehrer (Lehrerinnen hatten wir nicht, wir waren damals ein reines Jungen-Gymnasium) inzwischen Soldaten geworden waren. Ich hätte ihm also widersprechen können, wenn das damals möglich gewesen wäre. Aber in der Kommunikation zwischen Lehrern und Schülern war es damals nicht vorgesehen, dass Schüler widersprechen konnten.

Als nun dieser Professor eines Tages bei der Behandlung der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht als eine notwendige und ruhmreiche Tat bezeichnete – er ereiferte sich dabei so, dass ihm die Spucke aus dem Munde floss – da habe ich offenbar zumindest mit meiner Körpersprache widersprochen und mit der flachen Hand auf mein Schreibpult geschlagen. Ich wurde nach vorn gerufen. Der Professor – er stand erhöht hinter seinem Pult – versuchte mich am Schopfe zu packen – und ich habe zurückgeschlagen. Dann setzt meine Erinnerung aus, aber ich weiß, dass es für mich keine Konsequenzen gegeben hat.

Allerdings habe ich selber meine Konsequenzen gezogen und die Schule nur noch sehr selten besucht. Aber ich bin kein ‚Schulschwänzer‘ geworden, sondern ein „Kurier im Kriegseinsatz“. Denn ich war inzwischen im „Deutschen Jungvolk“ Jungzugführer (später sogar Fähnleinführer mit rot-weißer Kordel) und habe mich freiwillig als Kurier gemeldet, um kriegswichtige Ersatzteile (meist kleine elektronische Elemente) aus Chemnitzer Werken für den Einbau in entfernten Rüstungsindustrien mit der Bahn zu transportieren.

Ich fuhr also mit einer Wehrmachtsfahrkarte und mit Militärzügen durch Deutschland bis nach Prag und Wien. Meine Schule sah ich in dieser Zeit nur noch selten. Meine Mutter hat darunter sehr gelitten. Mein Vater war inzwischen auch wieder eingezogen worden und verbrachte seine Nächte in einer gepanzerten Stellung an einer „Flugzeugabwehrkanone“ (Flak).

Ich glaube, ich sollte jetzt ein paar Worte über meine Stellung in dem Widerspruch zwischen dem Nationalsozialisten Adolf Hitler und seiner Hitlerjugend und der antifaschistischen Grundhaltung meiner Eltern und ihrer Freunde schreiben. Also: Wenn ich mich recht erinnere, so machte ich in meinem Denken und Fühlen einen Unterschied zwischen meiner Familie, dem Nationalsozialismus und dem Krieg. Ich wusste, dass meine Eltern kompromisslose Antifaschisten geblieben waren. Ich wusste, dass wir jeden Abend um 20 Uhr die Nachrichten des britischen Senders BBC hörten, die mit dem markanten Pausenzeichen von vier Paukenschlägen eingeleitet wurden. Ich wusste auch, dass das Hören von ‚Feindsendern‘ mit Gefängnis und die Verbreitung ihrer Nachrichten als „Wehrkraftzersetzung“ mit dem Tode bedroht wurde. Ich wusste auch, dass ich darüber und über das, was in meinem Elternhaus gedacht und gesagt wurde nicht sprechen durfte – und meine Eltern wussten das auch. Es gab zwischen uns keine politischen Geheimnisse. Aber ich war jung, und ich war ein Junge. Der Krieg übte auf mich eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Nicht, dass ich Hitlers Kriegsgegner als ‚Feinde‘ gehasst hätte. Engländer, Franzosen, Russen und Amerikaner waren mir ebenso nahe wie wir Deutschen.

Aber Kriegswerkzeuge, die waren etwas Besonderes: Panzer, Jagdflugzeuge, Tretminen und Panzerfäuste übten auf mich eine Anziehungskraft aus, über die ich wegen ihrer menschenvernichtenden Kräfte heute nur noch mit dem Kopf schütteln kann. Nein: Ich wollte nicht töten – ich wollte nicht morden. Ich wollte kein Mörder sein, sondern ein Kämpfer. Und zum Kämpfer brauchst du, so dachte ich, nicht nur Mut, sondern auch Werk-

zeuge und Mitkämpfer. Also meldete ich mich zu einem Scharfschützenlehrgang an, um mich im genau gezielten schnellen Schießen zu trainieren. Und ich war auch in einem „Wehrertüchtigungslager“, um mich im Gebrauch von Maschinenpistolen und Panzerfäusten zu üben.

Heute schüttelte ich den Kopf über diese meine Begeisterung. Aber auch später noch war ich stolz darauf, dass ich auf dem Rummelplatz meiner Tochter Tanja jeden Teddybären aus der Schießbude mit lässiger Geste herauschießen konnte. Auch wenn dazu vier Treffer hintereinander nötig waren. War ich also ein zwiegespaltener Opportunist?

Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass meine Mitgliedschaft im „Deutschen Jungvolk“ für mich so etwas wie meine „Jugendbewegung“ unter widrigen Umständen war. Unter demokratischen Bedingungen wäre ich sicher in eine sozialistische Jugendorganisation eingetreten. So wie ich später zu den „Falken“ gekommen bin und – nicht nur wegen der blauen Hemden – vielleicht auch in die frühe FDJ. Aber sicher nicht in eine dieser elitären bürgerlichen Jugendbünde, die sich gegen alle anderen abschotteten, die nicht ihren Stallgeruch hatten. Deshalb ließ ich mich im „Deutschen Jungvolk“ von den Geländespielen begeistern, von den Zeltlagern und den Liedern am Lagerfeuer mit Trommel und Gitarren, von den Feuersprüchen, den Hans-Sachs-Spielen und dem Geländemarsch mit schwerem Tornister. Ich wollte mit „den Anderen“ sein – aber anders als „die Alten“ und auf jeden Fall kein ‚Spießler‘. Meine Eltern, das wusste ich, waren nicht wie die anderen, aber sie waren auch keine ‚Spießler‘.

### *Die Befreier kommen*

Im März 1945 war ich 16 Jahre alt. Wenn der Krieg noch ein paar Monate länger gedauert hätte, wäre ich zu den Panzergrenadieren eingezogen worden. Das waren damals Infanteristen, die auf notdürftig mit Blech ausgeschlagenen Lastkraftwagen in die Schlacht transportiert wurden. Die letzten Meter zum sicheren Tod mussten sie dann allerdings zu Fuß zurücklegen. So aber erlebte ich den 30. April 1945, also den Tag, als sich Adolf Hitler durch Selbstmord aus dem Leben stahl – und nicht etwa wie der „Wehrmachtsbericht“ meldete, „bis zur letzten Patrone kämpfend den Heldentod fand“ – als Zivilist. Und ich erlebte ihn – das mag nach allem, was ich geschrieben habe, närrisch klingen – als Tag der Befreiung. Viel-

leicht der Befreiung von dem unerträglich gewordenen Widerspruch zwischen dem, was meinen Eltern wichtig war und dem, was ich mitmachte, aber nicht mitdachte.

Ich erlebte die alliierten Soldaten jedenfalls als Befreier, obwohl sie sich unterschiedlich verhielten. Da gab es eine Vorausabteilung von US-Amerikanern, die mit ihrem Jeep vorfuhren und uns mit vorgehaltener MP aufforderten, ihnen unsere Leica, einen Blaupunkt-Rundfunkapparat und die letzte Flasche Wein auszuhändigen, die mein Vater aufgehoben hatte, um das Ende des Krieges zu feiern.

Und da gab es eine sowjetische Einheit mit Gulaschkanone und Panjewagen, die unser Dorf anschließend besetzte, weil Rottluff an der Grenze zwischen den vereinbarten Besatzungszonen lag und die Amerikaner sich wieder zurückzogen. Die Sowjetsoldaten haben sich uns gegenüber jedenfalls als „Freunde“ gezeigt. Wir durften in unserem Haus wohnen bleiben und haben nur zwei Zimmer abgetreten. Am Abend haben wir dann mit viel Speck und Wodka den Sieg gefeiert – vielleicht auch deshalb als „Freunde“, weil mein Vater ihnen seinen Entlassungsschein aus dem KZ Oranienburg-Sachsenhausen zeigen konnte, in das er nach dem 20. Juli 1944 eingesperrt worden war.

Es gab bei mir im Jahr 1945 auch andere, leidvolle Erfahrungen. An Schule war im Sommer 1945 nicht zu denken. Die Innenstadt von Chemnitz lag in Trümmern. Sie war in einem nächtlichen Angriff viermotoriger Bomberverbände („Fliegende Festungen“) ausgebrannt. Onkel Rudi, der Bäckermeister-Sohn, seine Frau und eine Verkäuferin aus der „Wiener Bäckerei“ in der Weberstraße, nahe dem Rathaus, waren ausgebombt und wohnten bei uns im Dachgeschoss. Auch meine Schule hatte alle Dachziegel durch den Druck einer Luftmine verloren und es regnete durch.

Meine erste Aufgabe als künftiger Schüler der 9. Klasse, kurz vor dem Abitur, bestand darin, angeseilt im Dachgeschoss herumzuturnen und mit gereinigten und gereinigten Ziegeln, das Dach wieder notdürftig abzudecken. Dabei habe ich gelernt, dass jeweils ein Ziegelpaar, das ineinander verschränkt eingedeckt wird, als „Mönch und Nonne“ verspöttelt wird.

Dann begann wieder der Unterricht – und ich sah die alten Lehrer, die ich aus so guten Gründen abgelehnt und deren Unterricht ich geschwänzt hatte, wieder. Ich klebte ein selbstgemachtes Spottgedicht an das schwarze Brett neben dem Lehrerzimmer. Meine Ablehnung wurde offen-

sichtlich gehört. Denn auf Beschluss der sowjetischen Militäradministration wurden plötzlich alle aktiven Nazi-Lehrer aus der Schule verbannt und kurzzeitig ausgebildete Neulehrer und Neulehrerinnen eingesetzt.

So hatte ich zum ersten Mal eine Chemielehrerin („Frau Dr.“) und einen Russischlehrer, der sich als Kriegsgefangener dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ angeschlossen hatte. Mein Lieblingslehrer wurde ein Deutschlehrer, der als linker Studienrat von den Nazis entlassen worden war. Er hatte zwölf Jahre lang in der Wirtschaft gearbeitet und inzwischen offensichtlich vergessen, wie ein traditioneller Deutschunterricht aussehen sollte. Bei ihm machte es mir zum ersten Male Spaß, ihm zuzuhören und etwas zu lernen. Er erlaubte mir auch, meine Besinnungsaufsätze mit einer Schreibmaschine zu schreiben. Ich war stolz darauf, dass ich mir selber das ‚Zehn-Finger-Blind-System‘ beigebracht hatte. Ich galt in seinen Augen offensichtlich als ‚junger Dichter‘. So schrieb er es jedenfalls unter meinen Abitur-Aufsatz.

Für die Zeit nach der Reifeprüfung hatte mein Vater zwei Wünsche geäußert: Ich möge studieren – egal was – und ich möge eine Fremdsprache lernen, die ich wie meine eigene sprechen sollte. Also habe ich mich für eine halbjährige Ausbildung zum Simultan-Dolmetscher (Englisch als B-Sprache) am Fremdspracheninstitut der Messestadt Leipzig angemeldet. Das war schon deshalb spannend, weil wir in Leipzig englischsprachige Bücher kaufen konnten und weil wir vor allem mit großer Begeisterung englischsprachige Schlager lernten und übersetzten. Auf diese Weise habe ich Bing Crosby und Frank Sinatra nicht nur singen gehört, sondern auch verstanden.

### *Studienwünsche*

Danach bewarb ich mich um einen Studienplatz für Germanistik, Anglistik und Romanistik an der wieder eröffneten Humboldt-Universität in Berlin. Eigentlich wollte ich ja europäische Kunst- und Kulturgeschichte studieren. Aber diese Kombination gab es damals noch nicht. Erst heute habe ich sie in zeitgenössischen Lehrplänen von Berliner Universitäten gefunden. Ich war sehr erstaunt, als ich ohne Rückfragen angenommen wurde. Denn damals waren Studienplätze an unseren Universitäten eine Mangelware und wurden bevorzugt an die Kinder von Arbeitern und Bauern ausgegeben,

die in der Planung 60 Prozent aller Studierenden ausmachen sollten, weil man davon ausging, dass sie die kommende Elite einer neuen sozialistischen Gesellschaft darstellen könnten. Ich aber war klassenmäßig gesehen Sohn eines „Intelligenzlers“ und einer „bürgerlichen Modistin“. Aber auf der anderen Seite war mein Vater ein anerkanntes „Opfer des Faschismus“ (OdF) und spielte zumindest anfänglich eine Rolle beim Aufbau eines sozialistischen Wirtschaftssystems in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ). Deshalb durfte ich studieren. Und so saß ich einsam und allein in dem ausgebrannten Berliner Zentrum hinter halbangesengten Büchern und vertiefte mich in die Literatur der Deutschen Klassik und Romantik. Ich fühlte mich sehr verlassen. Meine Mutter lag in Chemnitz im Sterben. Und mein Vater trug sich mit dem Gedanken, die Zone nächstens still und heimlich zu verlassen. Ein spätes Gedicht von Friedrich Hölderlin ist mir noch heute in tränenreicher Erinnerung. Es ist als „Hälfte des Lebens“ überschrieben und beginnt gewissermaßen in einem spätsommerlichen Sonnenschein:

*Mit gelben Birnen hängt  
Und voll mit wilden Rosen  
Das Land in den See,  
Ihr holden Schwäne,  
Und trunken von Küssen  
Tunkt ihr das Haupt  
Ins heilignüchterne Wasser.*

Aber dann kommt die zweite Strophe, die im Einklang mit meinen damaligen Gefühlen war:

*Weh mir, wo nehm' ich, wenn  
Es Winter ist, die Blumen, und wo  
Den Sonnenschein,  
Und Schatten der Erde?  
Die Mauern stehn  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen.*

Für mich waren in dieser Stimmung meine Kindheit und der beschützte Teil meiner Jugend vorbei: „Die Mauern stehen sprachlos und kalt, im Winde klirren die Fahnen“.